

Zur Erinnerung an Friedrich Christoph Dahlmann.

Von

Conrad Barrentrapp.

„In dem flüchtigen Gedächtniß der großen Menge mag unter den mächtigen Eindrücken der Gegenwart wohl das Bild der Männer zurücktreten, welche in unserem Volk die Ideen vom repräsentativen und nationalen Staat vorbereitend pfl egten, deren Verwirklichung wir heute schauen. Aber in dem Herzen der zahlreichen Schüler, die an den Lehren und Erfahrungen jener Männer großwuchsen, in dem Gemüthe aller Gebildeten, welche den Zusammenhang der deutschen Geschichte festhalten, leben jene Gestalten fort, und je mehr wir dem Abschluß unserer nationalen Umwälzung uns nähern, desto mehr wird der Blick der dankbaren Nation auch wieder auf die Anfänge zurückgreifen und den Verdiensten jener gerecht werden, welche die Vorläufer unseres politischen Reformationszeitalters waren. Keinem aber unter all den Männern, welche in dem halben Jahrhundert zwischen der Gründung des alten und des neuen Bundes an der politischen Erziehung der Deutschen arbeiteten, gebührt ein hervorragender Platz als Friedrich Christoph Dahlmann.“

Durch diese Worte ist im Juli 1870 in diesen Blättern die Besprechung des ersten Bandes der Springer'schen Biographie Dahlmann's eingeleitet; was wir seitdem erfuhren, hat nur dazu beitragen können, von der Wahrheit dieser Bemerkungen uns noch bestimmter zu überzeugen. Wohl erscheint es demnach als eine Pflicht gerade auch der Preussischen Jahrbücher, des hundertjährigen Geburtstags Dahlmann's zu gedenken, den wir am 13. Mai, vier Monate nach dem Säculartag seines Freundes Jakob Grimm begehen*).

*) Zu dem Entschluß, hier den hauptsächlichsten Inhalt einer Rede zu veröffentlichen, die ich bei der Marburger Universitätsfeier von Kaisers Geburtstag hielt, ermuthigt mich die Erwägung, daß auch uns Jüngeren, die wir „die festen und guten Züge“ Dahlmann's nicht mehr geschaunt haben, ein gründliches Verständniß seiner Persönlichkeit in seltenem Grade durch die treue Pietät seiner Freunde und Schüler, na-

Eine Betrachtung dieses Historikers und Politikers weist uns besonders bestimmt auf den Zusammenhang hin, der zwischen unserem literarischen und unserem politischen Leben, der namentlich zwischen unserer Geschichte und unserer Geschichtschreibung besteht. Ueber die Umstände, unter denen am Anfang unseres Jahrhunderts die moderne deutsche historische Wissenschaft in das Leben trat, hat Niemand treffender sich geäußert, als der Mann, den wir als ihren Begründer ehren, der Freund Dahlmann's, Barthold Georg Niebuhr. In der Vorrede seiner römischen Geschichte betont er, wie damals die Blüthe unserer classischen Literatur und die erschütternden politischen Zeitereignisse zu der Belebung historischer Forschung und historischer Darstellung zusammenwirkten. „Wir hatten, sagt er, nun eine Literatur, die unserer Nation und Sprache würdig war; wir hatten Lessing und Goethe; und diese Literatur umfaßte, was keine gethan hatte, einen großen Theil der griechischen und römischen. . . Die Philologie erkannte ihren Beruf, als Vermittlerin der Ewigkeit, den Genuß durch Jahrtausende fortdauernder Identität mit den edelsten und vortrefflichsten Völkern des Alterthums zu gewähren, indem sie uns durch Grammatik und Historie mit ihren Geisteswerken und ihrer Geschichte so vertraut macht, als ob keine Kluft von ihnen trennte.“

Von der classischen Philologie ist auch Dahlmann ausgegangen; die fruchtbarsten Anregungen hat er als Student in Halle durch Friedrich August Wolf empfangen; die Anfänge des griechischen Dramas behandelt die erste von ihm veröffentlichte Schrift. Kein Geringerer als Welcker hat über sie geurtheilt, daß sie vor Allem, was seit Bentley über den gleichen Gegen-

mentlich durch Springer's lehrreiches und anziehendes Werk erleichtert ist. Wurde mit Recht schon dessen erstem Bande nachgerühmt, daß in ihm ein außerordentlich reiches Material mit großem Geschick, wissenschaftlichem Ernst und künstlerischem Sinn bearbeitet sei, so sind unsfraglich noch bedeutsamere Aufschlüsse über unsere neuere Geschichte in dem zweiten, zwei Jahre nach jenem, 1872 erschienenen Band geliefert, der meines Erachtens viel zu wenig in unseren wissenschaftlichen und politischen Zeitschriften besprochen und ausgenutzt ist. Wie sorgsam und glücklich Springer aus der Fülle ihm vorliegender Schriftstücke die wichtigsten Stellen herauszuheben genutzt hat, tritt jetzt einem Leben entgegen, der seine Auszüge aus dem herzerquickenden Briefwechsel zwischen Dahlmann und den Brüdern Grimm mit Poppel's Ausgabe dieser Correspondenz vergleicht, durch die wir zum Säkulartag Jakob Grimm's erfreut sind; in mir ward der gleiche Eindruck besonders lebhaft angeregt, als mir in den letzten Wochen durch die Freundlichkeit von Dahlmann's Sohn eine Einsicht in verschiedene andere Papiere seines Vaters, namentlich in mehrere Kollegienhefte desselben ermöglicht wurde. Das Interessanteste hat auch aus ihnen Springer in seine Darstellung aufgenommen; doch stieß ich begreiflicher Weise auch auf manche Bemerkungen, die er nicht hatte verwerthen können und deren Veröffentlichung mir doch wünschenswerth erschien; es sei mir gestattet Herrn Landgerichtsdirektor Dahlmann auch hier meinen herzlichsten Dank für die Liberalität zu sagen, mit welcher er mir die freieste Benützung dieser Papiere und den Abdruck einzelner Sätze derselben auf den folgenden Seiten gestattet, wie für die gütigen Mittheilungen, die er mir aus seiner persönlichen Erinnerung an seinen Vater gemacht hat.

stand geschrieben sei, den Vorzug verdiene. Es erscheint mir gerade in unseren Tagen der Erinnerung werth, mit welchem Eifer und Erfolg Dahlmann, wie der spätere Genosse seiner nationalen politischen Bestrebungen Johann Gustav Droysen die griechischen Dramatiker, besonders Aeschylus und Aristophanes studirte; auch er übersetzte Stücke von Beiden; über Aristophanes' *Wolken* hielt er sein erstes Colleg. Neben ihnen las er unermüdlich Herodot und Thuchydides, Polybius und Tacitus; die gründliche und scharfsinnige Untersuchung, die er dem Leben und dem Geschichtswerk des Ersteren gewidmet hat, bezeugt, wie er die kritische Methode in Wolf's Schule zu üben gelernt hat. Und der Einfluß derselben hat sich nicht auf sein Studium des Alterthums beschränkt. Die Wahrheit seiner Worte, daß „der Geist freier Untersuchung, der durch Wolf's Prolegomena zum Homer geht, den deutschen Köpfen einen Anstoß gegeben hat, dessen Schwingungen über das Gebiet der Philologie weit hinausgehen“, hat Dahlmann durch seine Arbeiten zur Geschichte des Mittelalters bewährt. Schon 1811, in dem „Geburtsjahr unserer selbständigen Historiographie“^{*)}, in dem Niebuhr zuerst die römische Geschichte herausgab, 13 Jahre, ehe Ranke's epochemachende Kritik neuerer Geschichtschreiber erschien, brachte er in einer Geschichte der sächsischen Kaiser deren Historikern gegenüber die Grundsätze historischer Quellenkritik zur Anwendung, deren Befolgung die durch Niebuhr und Ranke und ihre Schüler erzielten Fortschritte unserer wissenschaftlichen Forschung allein ermöglicht hat. Weil dem Verfasser, der sich selbst am strengsten beurtheilte, diese Jugendarbeit nicht

^{*)} So bezeichnet Gervinus (in seinem Nekrolog auf Schloffer S. 55) dieses Jahr, in dem Niebuhr in Wolf's Fußstapfen tretend der historischen Kritik einen weitwirkenden Anstoß gab“; er betont nicht weniger, daß eben damals zugleich Schloffer seine Weltgeschichte und Willen seine Kreuzzüge begann. Deutlich läßt diese Schätzung der drei historischen „Triumvirn“ den Unterschied zwischen der heute herrschenden Anschauung und der von Gervinus erkennen; ein Vergleich zwischen Willen's erstem Band und Dahlmann's gleichzeitiger Arbeit bietet für unsere Auffassung deshalb besonderes Interesse, weil er zeigt, wie fruchtbar auch für die kritisch-methodische Behandlung mittelalterlicher Quellen die Anregungen waren, die in der Wolf'schen Schule Dahlmann empfangen hatte. Unter diesem Gesichtspunkte wird es denke ich auch anderen Fachgenossen erfreulich erscheinen, daß aus seinen Studien über die Geschichte der sächsischen Kaiser noch weitere Mittheilungen in Aussicht stehen, als sie Springer (I, 60 ff.) gegeben hat. In eine beabsichtigte Sammlung kleiner Schriften und Reden Dahlmann's wird hoffentlich auch eine in Kiel von ihm geschriebene Vorrede zu dieser Geschichte aufgenommen werden, in welcher er ausdrücklich auch auf Niebuhr hinweist; besonders beachtenswerth fand ich außerdem unter den hierauf bezüglichen Papieren einen Exkurs über den „vermeintlichen“ Zug Otto des Großen gegen die Dänen, in dem bereits die wichtigsten später von Grund (in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. XI) verworfenen Argumente dafür geltend gemacht sind, daß der von Otto II. gegen Dänemark unternommene Feldzug später Otto dem Großen zugeschrieben sei. Die Rücksicht auf Adam von Bremens Notiz über die damals erfolgte Taufe Sveins und sein Alter scheint Dahlmann bestimmt zu haben, in der dänischen Geschichte diese früher von ihm vertretene Ansicht aufzugeben.

genügte, ist sie nicht veröffentlicht worden; in der That zeigen seine ein Jahrzehnt später publicirten „Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte“, wie er durch fortgesetztes Studium, durch Vertiefung in Niebuhr's Werk sich in den Stand gesetzt hat, noch schärfer sagenhafte und historische Tradition zu scheiden, bestimmter jede in ihrem eigenthümlichen Werth zu würdigen. Nirgends war solche Scheidung nöthiger, als in der Geschichte des skandinavischen Nordens; durch seine einschneidende Kritik des Vaters der dänischen Geschichte, des Saxo Grammaticus, hat Dahlmann unwiderleglich dargethan, daß die oft nachgeschriebenen thatsächlichen Angaben dieses Historikers des zwölften Jahrhunderts völlig unglauwbürrig sind — und daß er doch „groß bleibt, selbst wenn bewiesen werden könnte, daß kein einziger seiner Könige am rechten Plaze stehe. Die Gedanken und Erfindungen in seinem Werk sind ja die des Nordens, seine Geschichten freie Erzeugnisse desselben und zum Theil Darstellungen seines innersten Lebens“. In dieser und anderen quellenkritischen Untersuchungen, wie in einzelnen Quellenauisgaben hat Dahlmann sich selbst die wichtigsten Vorarbeiten geschaffen für sein historisches Hauptwerk, seine in drei Bänden leider nur bis zum Jahre 1523 geführte Geschichte von Dänemark. Bei dem Thema des Buches ist es selbstverständlich, daß dasselbe nur einen beschränkten Leserkreis in Deutschland gefunden hat; aber wer es zur Hand nimmt, wird nicht nur die Gelehrsamkeit seines Verfassers, nicht nur die Gründlichkeit und Sicherheit seiner Forschung anerkennen müssen. Denn mehr noch als hierdurch ist sein Werk ausgezeichnet durch eindringendes Verständniß und lebensvolle Darstellung altnordischer Zustände und Persönlichkeiten. Wegen der Vereinigung dieser Vorzüge gebührt ihm der erste Plaz in der großen Sammlung europäischer Staaten-geschichten, in welche es aufgenommen ist; durch diese Schilderung Dänemarks, Norwegens- und Islands bis zum Anbruch der neuen Zeit ist ein Vorbild gegeben, wie eine Geschichte des deutschen Volkes im Mittelalter geschrieben werden sollte und — bis heute nicht geschrieben ist. Dahlmann hat sein Buch nicht nur für das Nachschlagen bestimmt; er wünschte sich Leser; sie werden besonders angezogen durch die Kunst und Kraft seiner Darstellung. Auch hierfür sind unfraglich seine philologischen Studien ihm förderlich gewesen, die ästhetische Bildung, die er durch seine eifrige Lectüre alter und neuer Classiker sich erworben hatte. Nicht nur auf hellenische Dichter ist er durch Wolf hingewiesen; dieser hatte ihn wie andere ihm näher stehende Commilitonen ermahnt die Vorstellungen der Weimarer Schauspieler in dem Halle benachbarten Lauchstädt zu besuchen; hier hat im Sommer 1804 Dahlmann Goethe gesehen. Bis in sein höchstes Alter hat er den Eindruck des Mächtigen, des ruhig Ge-

bietenden bewahrt, den er von der Erscheinung des Dichters empfangen hatte*), und sich und die Seinen erquickt, indem er ihnen gern Iphigenie und Tasso neben Shakespeare'schen Dramen vorlas.

So ist es nicht ohne guten Grund, wenn R. W. Nitzsch**) Dahlmann „wesentlich bedingt und getragen nennt von dem Geist unseres deutschen Humanismus“. Ein Blick auf sein Leben und Wirken zeigt uns, was nicht nur für deutsche Kunst und Wissenschaft die „ästhetische Erziehung“ bedeutete, welche die hervorragendsten Pfleger dieses Geistes verlangten und förderten. Unter dem Einfluß ihrer Werke und ihrer Persönlichkeiten haben auch die Männer sich herangebildet, die aus einer Periode vorwiegend ästhetischer Bildung das deutsche Volk zu thatkräftiger Theilnahme am staatlichen Leben hinüberleiteten. Keinem unserer Gelehrten war diese Aufgabe mehr als Dahlmann durch die Anlage seiner Natur vorgezeichnet. Denn nicht auf ästhetischen Genuß, auf sittlich-politisches Lehren und Handeln war sie von vornherein gerichtet. „Nicht die Schönheit der geistigen Form, sondern die Kraft des sittlichen Gehalts, nicht das ästhetische Können, sondern das ethische Sollen, sagt Heinrich von Sybel***), war der Magnet, der alle Bewegungen seines Inneren entscheidend bestimmte.“ Wer ihn gesehen, hat schon von seiner äußeren Erscheinung vor allem den Eindruck ungewöhnlicher männlicher Kraft und Energie gewonnen; sie war keineswegs durch körperliche Leiden gebrochen, von denen er schon in frühen Jahren geplagt war; in ihnen hatte er vielmehr in strenger Selbstbeherrschung sich geübt. Arm an Freuden ist seine Jugend gewesen; einsam hat er bis zum reifen Mannesalter sein Leben geführt; zwei Freunde, mit denen der nicht leicht sich an- und aufschließende Jüngling eine enge Verbindung geschlossen hatte, sind ihm früh durch einen tragischen Tod entzogen — gesteigert und vertieft ist dadurch der sittliche Ernst seines Wesens. Er hat auch seinen Reden und Schriften das charakteristische Gepräge gegeben. Nicht leicht flossen ihm die Worte vom Munde und aus der Feder; aber Hörer und Leser seiner langsam gereiften gewichtigen Sätze fühlten und fühlen sich ergriffen von der Lauterkeit und Festigkeit der Ueberzeugung in allen Aeußerungen dieser kräftigen und wahrhaftigen Mannesnatur.

*) So erzählte Dahlmann selbst „mehr als einmal“ an Michael Bernays; siehe dessen Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethe's an F. A. Wolf S. 57 Anm. 100.

**) In seinem Aufsatz über deutsche Stände und deutsche Parteien (in den Preussischen Jahrbüchern 27, 655, in den deutschen Studien S. 114).

***)) In seiner zuerst im 18. Bd. der Historischen Zeitschrift, dann in seinen Vorträgen und Aufsätzen abgedruckten Rede über drei Bonner Historiker: Niebuhr, Roebell und Dahlmann.

Die Stahlhärte seines kraftvollen Charakters und die sittlich erziehende Wirkung seiner Schriften haben seinen Freund Gervinus bestimmt, ihn mit Friedrich Christoph Schloffer zusammenzustellen; doch hat auch Gervinus die Verschiedenheit Beider betont; von anderem Standpunkt aus haben dieselbe noch schärfer Treitschke und Erdmannsdörffer hervorgehoben*). Treffend weist letzterer darauf hin, wie der Heidelberger Historiker in den Idealen und Aufgaben des achtzehnten Jahrhunderts wurzelte, wie er in seiner kosmopolitischen, seiner humanen, seiner specifisch bürgerlichen Gesinnung sich mit den Tendenzen der Liberalen Süddeutschlands berührte, wie er in dieser Richtung auf sie, ohne je in das praktische politische Leben einzugreifen und eingreifen zu wollen, als historisch-politischer Lehrmeister gewirkt hat. Gründlich verschieden von der seinen war Dahlmann's Wirkung, schon deshalb, weil er von anderen Voraussetzungen ausging. Auch seine Bildung war bestimmt durch die Entwicklung des achtzehnten Jahrhunderts, ganz anders tief aber als die seines um neun Jahre älteren Fachgenossen vor allem durch die Anschauungen beeinflusst, die in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts immer wachsende Bedeutung, in unserem den beherrschenden Einfluß gewonnen haben. In der eingehenden liebevollen Betrachtung, die Schloffer bald nach seinem Tod in diesen Blättern erfuhr, wird nachdrücklich betont, daß er nicht nur Lessing und Kant, auch Fichte und Schelling gelesen und öffentlich den Dank ausgesprochen habe, den er „den früheren Arbeiten der Brüder Schlegel“ schulde, aber mit Recht auch hervorgehoben, daß er trotzdem „zu der alten Schule gehörte, welche von den Mächten, die das menschliche Gemüth, ihm selber unbewußt, in seinen Tiefen bewegen, nichts wußte, sondern alles in Absicht übersetzte“, daß er „den Werth und die Selbständigkeit des Individuellen und des Nationalen“ verkannte**). Durch die verständnißvolle Würdigung dieser für das historische Leben wichtigsten Momente war der Freund Niebuhr's und der Grimm's, durch dessen „jungen Kopf schon die Welt der Schlegel und Schelling gegangen“ war, wenn er auch in Ausdehnung seiner Studien dem Heidelberger Universalhistoriker nicht gleich kam, diesem weit überlegen; tiefer als dieser erfaßte er deshalb das Wesen der einzelnen Quellen wie der historischen Persönlichkeiten und der politischen Probleme, die er studirte; er vermochte sie auch Anderen anschaulich zu schildern, da er be-

*) Vgl. die Aeußerungen von Gervinus in seinem Nekrolog auf Schloffer S. 7 f. 22 und in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 8, 72 ff.; Treitschke in den Historisch-politischen Aufsätzen S. 410 (1. Aufl.), Erdmannsdörffer's 1876 in Heidelberg gehaltene und veröffentlichte Gedächtnißrede auf Schloffer.

**) Preussische Jahrbücher Bd. 9 S. 421.

faß, was Schloffer fehlte, „plastische Phantasie“*). Uebte dieser oft moralisirende Kritik einzelnen Handlungen gegenüber, ohne ihre Motive gründlicher zu untersuchen, so trachtete Dahlmann stets nach Klarstellung des sittlichen Kerns der Menschen und Ereignisse, die er mit Künstlerhand zu zeichnen mußte; wie sehr ihn überall das ethische Moment besonders interessirte, sehen wir auch in seinen literarischen Untersuchungen. So preist er an Herodot vor allem seine unbestechliche Wahrheitsliebe und seine kindliche Gemüths-einfalt; als die Folge ihrer Verbindung bezeichnet er „jene gewinnende, durch keine Künste der Ergözung und pathetischen Aufregung erreichbare, in natürlicher Sitte lebende, glückliche Schreibart. Denn während die gefallenden Reden der Menschen wie Regenbäche daherrauschen und das kurze Dasein durchtosen, breitet sich der silberne Strom seiner Worte nachlässig aus, seiner unsterblichen Quelle gewiß, überall rein und aufrichtig bis zum seichten oder tiefen Grunde, und die die ganze Welt beherrscht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt seines Sinnes nicht**).“ In Aufzeichnungen über Tacitus weist Dahlmann darauf hin, daß „die Gespanntheit eines ganz freiheitsliebenden Gemüths, das sein Zeitalter zur Entfaltung nicht gefunden hat, ihn nicht zur ganz beruhigten Darstellung kommen lasse“; in seinem Stil schreibt er Vieles dem Einfluß der Schule seiner Zeit zu, die „eine gewisse Zugespißtheit“ förderte; aber auch hier zeige Tacitus sich als „ein großer und eigenthümlicher Geist; seine häufigen Nachlässigkeiten, seine Dunkelheiten im Stil sind dem Kenner lieber als wenn er in diesen Künsten vollkommen wäre“. Als besonders wichtig für die Beurtheilung des römischen Historikers im Vergleich mit Herodot erscheint ihm, daß jener, der „für die Ueberzeugung, für das Gefühl seine Gemälde“ aufstellt, „stets zur Ansicht verbundene Thatsachen, nie bloße Striche liefert“. „Diese Weise bringt ein unglaubliches Leben in alles, aber sie ist dem, welchem Wahrheit in der Geschichte über alles geht, etwas verdächtig, auch zeigt die Erfahrung, daß wer leicht Thatsachen zu einer Ansicht verbindet, gemeinlich die Nachforschung zu früh beendet.“ Wie in diesen Worten über Tacitus***) tritt Dahlmann's Fähigkeit unbefangener Beurtheilung großer Schriftsteller uns in seinem Aufsatz über Goethe entgegen, in dem er den Dichter gegen die Vorwürfe vertheidigt, die ihm so oft wegen

*) Vgl. über Schloffer's Mangel in dieser Hinsicht besonders die Bemerkungen von Lorenz, Wiener Sitzungsberichte 88, 199f.

**) Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte 2, 184 f.

***) Wohl auf Anlaß seiner Vorlesungen über Tacitus hat Dahlmann diese Bemerkungen in Kiel bald nach der 1822 erfolgten Veröffentlichung von Humboldt's Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers niedergeschrieben, aus der ein „scharfsinniger“ Ausspruch hier als kürzlich publicirt citirt wird.

mangelnder Rechtgläubigkeit auf religiösem und politischem Gebiet gemacht worden; besonders bezeichnend für den Verfasser aber ist der Nachdruck, mit dem er Goethe's Beschäftigung mit der Wissenschaft und seine darin erkennbare Beharrlichkeit rühmt. „Halten Sie diesen Lobspruch nicht für zu schal, in meinen Augen ist es der größte. Ich bin wenigstens der Meinung, daß die Beharrlichkeit der Stempel des Genies ist. Sie allein giebt dem Genie Charakter und, indem sie den lebendigen Beweis führt, daß hier verträgliche Eigenschaften des Gemüths und Verstands in einer Menschennatur beisammen wohnen, eine Fruchtbarkeit, die aus dem ganzen Menschen kommt.“ Die sittliche Größe des Charakters war es, was Dahlmann an Luther*) und Stein**) fesselte; selbst bildend auf den Charakter seiner Hörer und Leser, seiner Nation zu wirken, darin sah er seine höchste Aufgabe. Die beste Schulung aber für die Stählung und Läuterung des Charakters seines Volkes, dem er in warmer Liebe sich zugehörig fühlte, erblickte er in dessen gesellig geordneter Theilnahme am staatlichen Leben; für sie glaubte er deßhalb in Wort und That eintreten zu müssen; nicht ein Streben nach politischer Herrschaft, das Gefühl einer Pflicht, die er für unabweisbar hielt, hat ihn persönlich zu activem Eingreifen in die politische Geschichte seiner Zeit in mehreren bedeutenden Momenten bestimmt. Es ist mir hier natürlich nur möglich kurz hervorzuheben, was hinsichtlich seiner politischen Auffassung und seiner politischen Thätigkeit mir als besonders beachtenswerth erscheint.

Für die Bildung auch seiner politischen nationalen Anschauungen dürfte meines Erachtens mehr als es gewöhnlich geschieht der Einfluß seiner allerdings nur kurzen Haller Studentenzeit zu betonen sein. Schon

*) Als „wahrhafte Heldenatur“ bezeichnet er Luther auf einem in den 50er Jahren seinem Hest über deutsche Geschichte beigelegten Blatt. „Es bedurfte, sagt er hier, einer solchen heldenhaften Thatkraft und besonders freilich einer solchen Heldenkraft des Gewissens, wie beide in Luther sich fanden, um die nachhaltige Erschlitterung und Erleuchtung der Gemüther hervorzubringen, welche noch heute fortwirkt in jedem denkenden Kopf, mag er sie nun Luthern zu danken geneigt sein oder nicht. Denn man stelle nur, um sich darüber ganz ins Klare zu setzen, die besten Kräfte der Zeit ihm getrost gegenüber und man wird finden, daß er gerade besaß, was jenen abging.“ Zu diesem Zweck schaltet er eine Skizze von Neuchlin's Leben und Wirken ein und fährt dann fort: „Noch weit weniger war Erasmus der Mann einer gefahrvollen Kirchenverbesserung, er der Mann des Friedens um jeden Preis.“ Am den Schluß dieses Blattes schrieb er später das Wort Friedrichs von Gagern (das in dessen Leben 2, 534 gedruckt ist): „Der Christ, der sich der Autorität der Kirche unterwirft, ist Katholik — wer seiner eigenen Ueberzeugung folgt, Protestant; non datur tertium.“ Vergl. auch seine interessanten Auseinandersetzungen über Luther bei Springer 2, 461, namentlich den bezeichnenden Satz, daß „eine Accommodation bloß um des äußeren Friedens willen ohne innere Ueberzeugung Luther im Mark seines Wesens aufgezehrt hätte“.

**) „Bei Stein, sagt er in seinem in voriger Anmerkung erwähnten Hest über deutsche Geschichte, war ein großer Charakter, bei Hardenberg ein reges Talent und im Ganzen guter Wille thätig.“

hier war ihm, wie er selbst sagt, „die Philologie nicht eins und alles“; neben Wolf hörte er Steffens und — Schleiermacher. Ältere Leser dieser Blätter erinnern sich wohl noch der Ausführungen Dilthey's über des Letzteren politische Gesinnung und Wirksamkeit*); treffend ist in ihnen ausgeführt, wie „noch bevor die Noth von Vena die Bedeutung des Staats und des Patriotismus handgreiflich machte, Schleiermacher's moralischer Individualismus zu der Hingabe an den Staat vordrang“. Schon damals hob er hervor, wie es „die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört“, wandte er sich gegen „die gemeine Rede, daß die wissenschaftlich Gebildeten am wenigsten ein Vaterland hätten. Laßt uns, ermahnte er seine Hörer, alles das Unrige thun um diesen Irrthum zu vertilgen, laßt uns zeigen, daß mit der klaren Einsicht in alle Verhältnisse der Menschen die Liebe zum Vaterland nicht abnimmt, sondern zu. Es ist nicht die Noth, die den Menschen festhält, sondern eine innere Lust und Liebe, ein angeborenes gemeinsames Dasein, eine unzerstörbare Zusammenstimmung.“ Wie gesagt, noch vor der Schlacht bei Vena sind diese Worte im Haller akademischen Gottesdienst gesprochen; Dahlmann hat sie nicht mehr vernommen, da er schon vorher Halle hatte verlassen müssen; doch ist einleuchtend, wie auf ihn ein solcher Lehrer wirken mußte, auf dessen „freimüthige Weisheit“ er auch später gern sich berief**). „Das Allerlehrreichste“ aber wurde nach seinen eigenen Worten auch für ihn „das Allertraurigste“, was er unmittelbar darauf vor Augen sah; wie bei den verwandten Naturen der älteren Zeitgenossen Fichte und Arndt konnte nichts geeigneter sein auch in ihm warmen Patriotismus, historisch-politischen Sinn zu entwickeln als die erschütternde Noth, die damals das Vaterland traf. War es doch eine Zeit, in der, wie Niebuhr in der erwähnten Vorrede zur römischen Geschichte sagt, „wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog; und unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte“.

Durch diese Zeit ist auch bei Dahlmann leidenschaftlich erhöht die Anhänglichkeit an das Vaterland; ganz anders als Niebuhr stand er zu seinem Landesherrn. Als preussischer Beamter durfte der geborene Dithmarsche Niebuhr mitarbeiten an der Neugestaltung Preußens, an der Be-

*) In den Preussischen Jahrbüchern 10, 234 ff.

**) Siehe in seiner Politik namentlich § 237 in der 2. Aufl. und § 294.

freieing Deutschlands; als Dahlmann am 13. Mai 1785 in Wismar geboren war, herrschten über die mecklenburgische alte Hansestadt die Schweden; verwandtschaftliche Beziehungen führten ihn dann früh von dort nach Kopenhagen. In der dänischen Hauptstadt begann er seine Universitätsbildung; nach ihr kehrte er zurück, als Krankheit ihn zum Abbruch seiner Studien in Halle gezwungen hatte, und wieder, als ein Versuch von ihm gescheitert war, in Dresden sich eine Lehrthätigkeit zu gründen. Während dieses Dresdener Aufenthalts hatte er einen engen Freundschaftsbund mit Heinrich von Kleist geschlossen; in seiner eigenen lebensvollen Schilderung muß man es lesen, wie er damals mit dem Dichter der Hermannsschlacht und des Prinzen von Homburg*) sich zusammenfand in warmer Liebe zum Vaterland, in grimmem Zorn gegen den fremden Zwingherrn. Zusammen wanderten sie auf das Schlachtfeld von Aspern; mit eigenen Händen die Waffen für Deutschlands Befreiung zu führen war ihnen nicht vergönnt. Wie er in seinem „letzten Liede“ es aussprach, hat Kleist, als er machtlos seinen Ruf verklingen hörte, thranend die Leier aus den Händen gelegt, sein Lied und sein Leben geschlossen, ehe das fremde Joch abgeschüttelt war; ein Brief, durch den Dahlmann ihn aufzurichten versucht hatte, ist nicht in seine Hände gekommen; erst nach seinem Tod, der eine nie ausgefüllte Lücke in Dahlmann's Leben riß, wurde dessen stets festgehaltene Hoffnung erfüllt, „es müsse mit der Napoleonischen Herrschaft, wenn man nur ausharre, schließlich zusammenbrechen“. Dahlmann lebte und lehrte damals auf deutscher Erde, aber als Unterthan des dänischen Königs, als Kieler Professor — so blieb ihm nur die Freude als Festredner der Universität das Heil zu verkünden, das dem deutschen Volk durch den letzten entscheidenden Sieg über Napoleon widerfuhr. Nirgends ist die historische Bedeutung der Junitage von 1815 wahrer und wärmer gewürdigt als in dieser akademischen Rede; ihr selbst darf man eine historische Bedeutung zuschreiben wegen der Entschiedenheit, mit welcher hier zugleich die enge Verbindung und der deutsche Charakter Schleswigs und Holsteins betont, wegen der Betrachtung, die über die in Deutschland und in Schleswig-Holstein zu

*) Es ist bezeichnend, daß Dahlmann für Kleist's „bestes Werk die [1840] am wenigsten besprochene Hermannsschlacht“ erklärte; am Prinzen von Homburg hat ihn wohl „das Wandeln im Schlaf“ geführt; doch hat er noch im Alter gern mit den Seinen auch dieses Stück gelesen. Es sei mir gestattet bei diesem Anlaß zu bemerken, daß erst nach der Veröffentlichung meines Aufsatzes über den Prinzen von Homburg im 45. Bd. dieser Zeitschrift mir eine schon 1804 publicirte akademische Abhandlung von Erman bekannt geworden ist, in welcher dieser die Unglaubwürdigkeit der Erzählungen von Friedrich dem Großen und Poellnitz über den Conflict zwischen dem Großen Kurfürsten und dem Prinzen von Homburg darthut und zur Stützung seiner Ansicht auch ein Schreiben Hertzberg's mittheilt.

lösenden Aufgaben an diese Feier angeknüpft wurde. Indem Dahlmann nach der Ursache der ungeheuren Verwandlung fragte, welche die Gegenwart erlebt, entwarf er zugleich ein Programm für die Zukunft, forderte er gemeinsame Arbeit der Fürsten und Völker für feste Staatsordnung und gesetzliche Freiheit.

Wie er diese Forderung verstand, ist aus seinem „Wort über Verfassung“ zu ersehen, das noch in demselben Jahr die damals von ihm und seinen nächsten akademischen Freunden begründeten Kieler Blätter veröffentlichten. Nachdrücklich trat er hier für die Bedeutung des Erbkönigthums ein; seine Bewunderung des Alterthums hinderte ihn nicht zu beklagen, daß Griechen und Römer „den Zeitpunkt, in dem es gut gewesen wäre zur Monarchie überzugehen, miskannten und diese überhaupt nie mit Liebe umfaßten“; er schätzte hoch den Gewinn der Einsicht, „daß in den verwickelten inneren und vornehmlich äußeren Verhältnissen größerer Staaten die Thatkraft des Staatsoberhauptes dem Ganzen Leben und Bewegung gebe, daß die einzelne Fürstengewalt, statt die Freiheit eines wohlverfaßten Staates zu beschränken, vielmehr den Sinn und die Meinung des Ganzen energisch auszusprechen und die Allgemeinheit der Volksbeschlüsse durch ihre Persönlichkeit zu ergänzen am besten von allen vollziehenden Gewalten geeignet sei“. Mit Recht, führt er aus, „nennt die Schrift die Könige und Obrigkeiten von Gott eingesetzt, aber sie sind es doch nur insofern, als das Volk selber es ist. Der gute Fürst will von selber nichts als des Volkes Wohl, er sucht auch keine andere Macht, als die zu diesem schönsten aller Zwecke führt, hat auch kein Recht darauf, man müßte denn annehmen, daß die Gottheit zur Uebung des Unrechts den Herrschern Rechte verliehen habe. Um dem Volke sein Recht zu thun, muß man nothwendig seine Stimme vernehmen, nicht das wüste Geschrei der Menge, die unwissend jedem nächsten Vortheil nachrennt, sondern seine Sprache, worin Vernunft und Eigenthümlichkeit sich abbilden. Jede Verfassung auch die rohste will Volkssprache; den besseren Theil des Volkes zur Sprache bringen, ist die Kunst der Verfassungen. Weil aber das Bessere und Vernunftmäßige nicht aller Orten gleich vertheilt ist, so werden verschiedene Mittel in verschiedenen Staaten oft zu gleichen Zwecken führen, wie wohl keineswegs so abweichende, daß nicht gemeinsame Grundlagen des Verfahrens zu erkennen wären.“ In diesen Sätzen sind von dem dreißigjährigen Verfasser die politischen Grundgedanken ausgesprochen, an denen der Vorkämpfer der constitutionellen Monarchie unbekümmert durch alle Angriffe von rechts und von links während seines ganzen Lebens festgehalten hat; schon hier erklärt er die Beschränkungen, welche der königlichen Macht durch die französische Constitution von 1791

und die spanischen Cortes außerlegt waren, für innerlich unhaltbar, weil „verwirrend für den Staat und die Kraft der Regierung brechend“; er will, daß dem König „von den Kammern nichts aufgedrungen wird, daß er vielmehr nur bewilligt, was ihm dem allgemeinen Heile zu entsprechen scheint“; nicht minder bestimmt erklärt er andererseits, daß eine bloß beratende Stimme der Vertreter keine innere Gewährleistung ihrer Dauer habe, und bezeichnet als die gefährlichste Form der Vertretung bloße Provincial- oder Districts-Stände; schon hier weist er auf Englands Vorbild hin. Scharf treten die pädagogisch-ethischen Gesichtspunkte hervor, die ihn bei der Aufstellung seines Programms vor allem leiten, nicht minder seine Ueberzeugung, daß „jedes politische Bestreben eine scharfe Sonderung des Thunlichen vom Wünschbaren verlangt“, und seine Abneigung gegen den Uebermuth, der „in der kürzesten Zeit Verfassungen geschmiedet und mit einer heillosen Menschenverachtung für die Ewigkeit proclamirt“ hat. Er betont, daß alle, welche als beglückende Gesetzgeber, als Aerzte der Menschheit aufgetreten sind, eine Verfassung nicht eigentlich gegeben haben; „sie schufen nichts von vorne an, sondern tief versenkt in die Eigenthümlichkeit ihres Volks und seine Geschichte, ermaßen sie die Forderungen der Gegenwart nach der Vergangenheit, ergänzten mehr oder minder glücklich, was in den früheren Zuständen unvollständig geblieben war, räumten alte Hindernisse der Entwicklung hinweg und brachten so nicht etwa ein selbsterdachtes Werk zum Vorschein, sondern was sich an die eigenste Natur des Volks, an sein bestes Selbst schloß“. So „sprieße, wünscht Dahlmann, unser künftiges Volksleben aus dem tief erkannten vergangenen selber hervor, unvollendet vielleicht, aber der allmählichen Vollendung fähig, warm von allen Herzen umfaßt und wahrlich fruchtbringender als jene starren abgeschlossenen Treibhausverfassungen, denen die Natur nur naht, um ihre verlorene Macht an ihnen zu rächen, sie wie Spreu in die Winde zu zerstreuen, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden wird.“

Durchaus treu den hier verkündeten Anschauungen hat Dahlmann auch in praktischer Thätigkeit im politischen Leben gehandelt. Neben seiner Professur übernahm er in demselben Jahr, in dem er sein Wort über Verfassung veröffentlichte, ein Amt, das ihn in Verfassungskämpfe verwickelte, das Amt eines Secretärs bei der Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft. Es handelte sich hier zunächst nur um die Vertheidigung der alten Privilegien dieser Corporation; Dahlmann aber erkannte und fand in dieser Aufgabe die Möglichkeit dadurch für werthvolle Rechte Schleswig-Holsteins, für die Verbindung Schlesiens mit Holstein und mit Deutschland einzutreten. Eifrig und energisch führte er deßhalb

den Streit der Ritterschaft mit der dänischen Regierung; er brachte denselben bis vor den Bundestag; es war eine Verläumdung, wenn ihn die Dänen den Erfinder der schleswig-holsteinischen Frage nannten, wohl aber hat er diese zuerst in unserem Jahrhundert zu nationaler Bedeutung erhoben. Aber unmittelbaren Erfolg hatten seine Mühen nicht; denn die Helfer, auf die er rechnen mußte, versagten ihm; der Bundestag wies die von Dahlmann verfaßte Beschwerdeschrift der Ritterschaft ab, obgleich die Rechtspunkte derselben nicht widerlegt werden konnten. So lange der Rechtshandel währte, hatte Dahlmann sich an Kiel gebunden erachtet; er hatte deshalb jeden Ruf nach auswärts abgelehnt*), selbst die lockende Aufforderung Niebuhr's, ihn nach Rom zu begleiten; da er jetzt für die von ihm vertretene Sache von seiner persönlichen Thätigkeit keinen Nutzen mehr erwarten konnte, nahm er 1829 eine Professur in Göttingen an.

Bald darauf brach mit der Julirevolution die Krise aus, auf die, wie er Niebuhr schrieb, „sein Gemüth längst gerüstet war. Nach der in so gemeinem Sinn vollbrachten Benutzung einer solchen Rettung, wie sie Europa geworden war, konnte sie nicht erspart werden; sie kam in ihren Ausbrüchen schrecklich, aber ich hoffe, sie wird heilbringend sein“. Um sie heilbringend zu gestalten, schien ihm vor allem nöthig, daß man in Preußen jetzt zum Erlaß eines Reichsgrundgesetzes, zur Berufung von Reichsständen schreite; er suchte Niebuhr zu bestimmen in diesem Sinn seinen Einfluß einzusetzen. Aber dieser war entsetzt über die Wiederbelebung der Revolution, empört vor allem über die belgische „Ausgeburt der Vereinigung des verhaßtesten Priesterwesens mit dem ekelhaftesten Jakobinismus“; ihm graute, wie Dahlmann nach seinem kurz darauf erfolgten Tod sagte, „vor der nachbarlichen Umwälzung, weil er auf Umbildung bei uns nicht hoffte“. Wie sehr er in dieser Stimmung den Freund verkannte, wenn er auch Dahlmann als Revolutionär bezeichnete, bewies auf das Beste dessen Auftreten in Hannover. Als in Göttingen Unruhen ausbrachen, war er es, der als Deputirter der Universität allein mit festem Muth die Sendung von Truppen forderte und durchsetzte; als später in der Kammer die Entlassung der gefangenen Auführer verlangt wurde, erklärte er sich auf das Entschiedenste gegen das Lob des Auf-

*) Für seine damalige Schätzung liefert einen Beleg auch ein Bericht, in dem 1821 Johannes Schulze seinem Minister die Eindrücke mittheilt, die er bei einem persönlichen Aufenthalt in Kiel gewonnen hatte; unter den dortigen Professoren bespricht er besonders Berger, Twisten und Dahlmann und bezeichnet diesen als einen „ausgezeichneten Dozenten von einer anziehenden Persönlichkeit“, dessen Vorlesungen zu den besuchtesten gehören, „wie sie es denn auch wegen ihres inneren Gehalts verdienen“ und der „ohne Zweifel einer jeden Universität zur Zierde gereichen würde“.

standes. „Würden wir angewiesen, sagte er, diese Vorgänge als nothwendige Mittel zum guten Zwecke gelten zu lassen, so heißt das schon an sich selbst einen sehr gefährlichen Weg betreten. Der guten Zwecke rühmt sich Jedermann; der Absolutist thut es wie der Liberale, jener von der Ordnung, dieser von der Freiheit ausgehend; eben darum soll man die Menschen nicht nach ihren gepriesenen guten Zwecken, man soll sie nach ihren Mitteln beurtheilen.“ Der klare Blick und die Entschlossenheit, die in dieser Sache von Dahlmann bewährt waren, hatten den damaligen Generalgouverneur von Hannover, den Herzog von Cambridge auf ihn aufmerksam gemacht; so wurde er von diesem zu den Berathungen eines im Wesentlichen seinen Ideen entsprechenden Staatsgrundgesetzes hinzugezogen; er freute sich, als dasselbe 1833 von der Kammer genehmigt wurde; „es wird vielleicht, schrieb er, keiner einzigen Theorie entsprechen, aber in Wirklichkeit mit allen seinen Gebrechen vieles leisten“.

Die Erfahrungen, die er bei dieser seiner Theilnahme am politischen Leben gesammelt hatte, verwerthete er in dem 1835 veröffentlichten Buch, das neben seiner dänischen Geschichte als seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden muß, in seiner Politik. Schon auf dem Titelblatt seines Buchs lesen wir, daß die Politik von ihm zurückgeführt wird auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände; er sah sich dazu bestimmt durch seine Auffassung von der Natur des Staats. Entschieden verwirft er Locke's und Rousseau's Anschauungen über einen dem Staat vorangegangenen Naturzustand; ihm ist „der Staat keine Erfindung weder der Noth noch der Geschicklichkeit, keine Actiengesellschaft, keine Maschine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragswerk, kein nothwendiges Uebel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menschheit — er ist eine ursprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zustand, ein Vermögen der Menschheit und eines von den die Gattung zur Vollendung führenden Vermögen“. Wie Dahlmann in diesen prägnanten Worten scharf die Anschauung der deutschen historischen Schule präcisirt hat, so steht er fest auch auf ihrem Boden den „flachen Freigeistern“ gegenüber, indem er der Idealisten spottet, die „zeit- und ortlos hinstellend, was den guten Staat bedeuten soll, Räthsel zu lösen suchen, die sie sich selber aufgegeben haben“; historische Grundlage verlangt er für jede ernste Darstellung des Staats. Aber eben deshalb erklärt er sich nicht minder bestimmt gegen die Restaurationstendenzen der Bonald, Le Maistre, Adam Müller, Friedrich Schlegel und Haller, welche die Geschichte willkürlich „da abschlossen, wo sie ihnen unbequem ward“; „weil die Menschheit in jedem Zeitalter neue Zustände gebiert, so läßt sich kein Staat grundfest darstellen außer mit den Mitteln und unter

den Bedingungen irgend eines Zeitalters, außer gebunden an die Verhältnisse irgend einer unmittelbaren Gegenwart. Daher drängt alle Behandlung von Staatsfachen im Leben und in der Lehre zur Historie hin und durch sie auf eine Gegenwart und weiter weil keine neue Form des Lebens sich vernachlässigen läßt, auf unsere Gegenwart, unsern Welttheil, unser Volk“.

Wer von der Wichtigkeit dieser Gedanken überzeugt ist, wird es nur natürlich finden, daß auch die Ausführungen Dahlmann's über die einzelnen politischen Probleme deutlich den bedingenden und beengenden Einfluß erkennen lassen, den die für ihn gegebenen Zustände auf ihn ausübten. War er nach Natur und Erziehung besser zur Würdigung der ethischen Aufgaben als der realen Bedingungen des politischen Lebens berufen, so stand er speciell bei Abfassung seines Buchs unter den Eindrücken, die er aus seiner Theilnahme an den damaligen schleswig-holsteinischen und hannoverschen Verfassungskämpfen gewonnen hatte; durch die gewaltigen Veränderungen, die auf allen Gebieten des Lebens in dem seitdem verflossenen halben Jahrhundert sich vollzogen haben, sind viele damals wichtige oder wichtig erscheinende Fragen erledigt oder in den Hintergrund gedrängt, sind neue Aufgaben dem politischen Leben und — damit dem politischen Denken erwachsen. Aber eine tiefere und gesündere Auffassung politischer Theorie und Praxis ist mächtig durch dieses Buch gefördert, das durch die Verbindung eines hohen sittlichen Ernstes mit gründlicher Kenntniß und besonnener Beurtheilung der historisch-politischen Verhältnisse den Leser belehrt und erhebt; indem Dahlmann an die ethischen Lehren Luther's und Kant's, Fichte's und Schleiermacher's*), wie

*) Es ist interessant, daß die einzige Schrift, welche in der Einleitung der Politik citirt wird, Luther's Schrift von weltlicher Obrigkeit ist. Erst in der zweiten Auflage der Politik ist in § 237 der interessante erste Absatz eingefügt, in dessen Anfangsworten Dahlmann es „ein Mißgeschick nennt, daß unsere vaterländische Philosophen ersten Ranges nicht dazu gelangen, in die großen Fragen, welche unsere Gegenwart vernehmen, in Leibnizens Art mit praktischem Gewicht einzutreten. Denn so innig vaterländisch Kant und Fichte dachten und so wenig Scheu sie trugen sich über die Gebrechen unseres Staatslebens freimüthig auszusprechen, ihre edeln Entwürfe zur Aufhilfe gehen über die Tragkraft der Zeit, wo nicht gar der menschlichen Natur hinaus. Dagegen hat Schelling diese Bahn, welche der freimüthigen Weisheit Schleiermacher's über die Gebühr erschwert ward, nicht betreten wollen, und ungeachtet der tiefen Blicke, welche Hegel's Naturrecht auf verschiedene Staatsgebiete wirft, unternehme ich es nicht den rothen Faden zu finden, der durch seine politischen Phasen geht.“ Nach der daran sich anschließenden oft citirten Besprechung Stahl's erklärt dann Dahlmann in dem zweiten schon in der ersten Auflage wörtlich gleichlautenden Absatz dieses Paragraphen: „Für die Staatsfragen der Gegenwart wird die Philosophie nicht viel mehr thun können als die Hauptsache, daß sie Sittlichkeit und Recht in einem viel höheren Dasein als dem menschlichen zu begründen fortfährt“. Daß er in diesem Sinn eifrig namentlich Kant studirte, dafür haben wir das ausdrückliche Zeugniß Trendelenburg's, nach dem er „als reifer Mann kein Jahr vorübergehen ließ, ohne eine Schrift Kant's zur Auf-

an die historischen Anschauungen Niebuhr's anknüpfte, hat er auf dem von ihnen gelegten Grund Großes für die ethisch-politische Erziehung unseres Volks geleistet.

Bezeichnender Weise trägt der erste allein erschienene Band der Politik in der ersten Auflage den Nebentitel: „Staatsverfassung. Volksbildung“. Ihre Betrachtung bildet in der That zwar nicht dessen einzigen, aber dessen hauptsächlichsten Inhalt; interessirten sie doch auch damals vorzugsweise den Verfasser und die Kreise, an die er zunächst sich wandte. Dem heutigen Leser wird besonders der Schlußabschnitt beherzigenswerth erscheinen, in welchem bei der Besprechung des Einflusses der Familie und des Staats auf die Erziehung, unserer Schulen und Universitäten, des Verhältnisses von Religion und Kirche zum Staat die freie und tiefe Bildung des Verfassers wie die Gesundheit und Klarheit seines Blicks in erquicklichster Vereinigung sich zeigen; der Unterschied zwischen seinen und den in der heutigen Gelehrtenwelt herrschenden Anschauungen tritt uns am deutlichsten bei seiner preisenden Schilderung der englischen Verfassungs-Organen und der englischen Reformbill von 1832 entgegen. Seit uns durch Gneist's Arbeiten eine tiefere Einsicht in den verwickelten Unterbau des englischen Staats, in das Wesen der Selbstverwaltung erschlossen ist, haben wir uns von der historischen Bedingtheit der englischen parlamentarischen Regierung überzeugt; besser als Dahlmann sind wir andererseits in der Lage die Verdienste des preussischen Königthums und des preussischen Beamtenthums zu erkennen; so vermögen wir besser als er zu würdigen, mit wie gutem Recht schon 1816 Niebuhr ihn darauf hinwies, „daß mit der Volksrepräsentation allein nichts ausgerichtet wird, daß unsere Uebel weit tiefer und in dem ganz verkehrten Begriff der Regierung und Verwaltung liegen, den alle Parteien haben; daß viel weniger darauf ankommt, wer die Gesetze macht als wie die Grenzen der Freiheit und der gesetzgebenden Gewalt durch Meinung und Herkommen gezogen werden“. Aber um so mehr werden wir den richtigen Blick Dahlmanns anerkennen müssen, wenn er in Verwaltung und Verfassung keine Parallelen erblickte, sondern einsah, daß „der Punkt kommt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen, um nicht wieder auseinander zu weichen“, wenn er mit allem Nachdruck die Wichtigkeit der Städteordnung von 1808 betonte, durch welche „der Freiherr vom Stein den Grund zu Preußens Rettung legte und in tieferem Sinn als König Heinrich, der nur Festungen

erbauung des Geistes zu lesen.“ Jedenfalls zeigt uns auch seine Betrachtung „Kant's Einfluß auf die deutsche Cultur“, dessen Vielseitigkeit und Stärke neuerdings besonders Hermann Cohen in seiner unter diesem Titel 1883 veröffentlichten Rede mit Recht so nachdrücklich betont hat.

bauen konnte, der Städteerbauer von Deutschland" wurde, wenn er für die Durchführung seines konstitutionellen Programms in Deutschland vor allem die Berufung von Reichsständen in Preußen für nöthig hielt.

Daß, ehe dies geschehen, daß unter der Herrschaft des deutschen Bundestags keine Verfassung in einem einzelnen deutschen Staat genügend gesichert war, darüber sollten bald nach dem Erscheinen der Politik ihr Verfasser und das deutsche Volk in der empfindlichsten Weise durch den Gewaltstreich aufgeklärt werden, mit dem Ernst August von Hannover seine Regierung eröffnete. Trotz der offenbaren Rechtlosigkeit seines Verfahrens hat der König die Beseitigung des Staatsgrundgesetzes von 1833 durchgesetzt; zugleich aber hat sein brutales Vorgehen gegen die sieben Göttinger Professoren, die sich dagegen verwahrten ihren Eid auf die Verfassung zu brechen, die moralische Autorität dieser hervorragenden Gelehrten, das Ansehen namentlich Dahlmann's beim deutschen Volk auf das Wirksamste gefördert. Wenige Jahre zuvor hatte er in einer warm empfundenen Schilderung der menschlichen Größe Niebuhrs geäußert, man werde überhaupt wohl in Zukunft bei Beurtheilung eines Gelehrten „wissen wollen, ob der Mann sich mit allem Guten und Schönen in der Schreibstube abgefunden hat, damit es ihm nun auch nicht weiter im Leben lästig falle, oder ob er die Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit wie eben so viele Wechsel betrachtet, die er an sich ausgestellt hat an das Vaterland, ob die Unterweisung, die er verheißt, nicht blos in Diesem fertig macht und Benem, sondern auch am Ende dem ganzen Menschen zu Gute kommt. Manchmal besorge ich sogar, man wird wieder lernen müssen im veralteten Sinn ein ehrlicher Mann zu sein und es wird dann wie mit den gemalten Kirchenfenstern gehen, die man erst schätzt, seit man sie nicht mehr machen kann.“ Wie prophetisch klingen dem späteren Leser diese Worte; ihr Verfasser hielt jetzt als „ehrlicher Mann“ sich verpflichtet, dem König entgegenzutreten. Nicht politische Parteiansichten haben ihn und seine Genossen zu ihrem Handeln bestimmt; sie sahen in ihrer Erklärung die Erfüllung einer sittlichen Pflicht. „Nie, schrieb Dahlmann, ist ein Schritt, den ich gethan, stiller und mehr innerlich erwogen worden als dieser; es handelte sich um den sittlichen Werth meiner ganzen Zukunft.“ Daß aus solcher Gesinnung die That der Göttinger Sieben entsprang, darin wurzelt ihre Bedeutung, daraus erklärt sich ihre Wirkung. „Ihr Protest traf, sagt Sybel*), die Gemüther der Menschen, eben weil er die Frage von dem in Hannover sterilen politischen Boden klar und scharf in die sittliche und religiöse Sphäre emporhob.“ In weiten Kreisen Deutsch-

*) In seinem Vortrage zur Erinnerung an Jakob Grimm in den Berliner Sitzungsberichten 1885 S. 30.

an die historischen Anschauungen Niebuhr's anknüpfte, hat er auf dem von ihnen gelegten Grund Großes für die ethisch-politische Erziehung unseres Volks geleistet.

Bezeichnender Weise trägt der erste allein erschienene Band der Politik in der ersten Auflage den Nebentitel: „Staatsverfassung. Volksbildung“. Ihre Betrachtung bildet in der That zwar nicht dessen einzigen, aber dessen hauptsächlichsten Inhalt; interessirten sie doch auch damals vorzugsweise den Verfasser und die Kreise, an die er zunächst sich wandte. Dem heutigen Leser wird besonders der Schlußabschnitt beherzigenswerth erscheinen, in welchem bei der Besprechung des Einflusses der Familie und des Staats auf die Erziehung, unserer Schulen und Universitäten, des Verhältnisses von Religion und Kirche zum Staat die freie und tiefe Bildung des Verfassers wie die Gesundheit und Klarheit seines Blicks in erquicklichster Vereinigung sich zeigen; der Unterschied zwischen seinen und den in der heutigen Gelehrtenwelt herrschenden Anschauungen tritt uns am deutlichsten bei seiner preisenden Schilderung der englischen Verfassungs-Organen und der englischen Reformbill von 1832 entgegen. Seit uns durch Gneist's Arbeiten eine tiefere Einsicht in den verwickelten Unterbau des englischen Staats, in das Wesen der Selbstverwaltung erschlossen ist, haben wir uns von der historischen Bedingtheit der englischen parlamentarischen Regierung überzeugt; besser als Dahlmann sind wir andererseits in der Lage die Verdienste des preußischen Königthums und des preußischen Beamtenthums zu erkennen; so vermögen wir besser als er zu würdigen, mit wie gutem Recht schon 1816 Niebuhr ihn darauf hinwies, „daß mit der Volksrepräsentation allein nichts ausgerichtet wird, daß unsere Uebel weit tiefer und in dem ganz verkehrten Begriff der Regierung und Verwaltung liegen, den alle Parteien haben; daß viel weniger darauf ankommt, wer die Gesetze macht als wie die Grenzen der Freiheit und der gesetzgebenden Gewalt durch Meinung und Herkommen gezogen werden“. Aber um so mehr werden wir den richtigen Blick Dahlmanns anerkennen müssen, wenn er in Verwaltung und Verfassung keine Parallelen erblickte, sondern einsah, daß „der Punkt kommt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen, um nicht wieder auseinander zu weichen“, wenn er mit allem Nachdruck die Wichtigkeit der Städteordnung von 1808 betonte, durch welche „der Freiherr vom Stein den Grund zu Preußens Rettung legte und in tieferem Sinn als König Heinrich, der nur Festungen

erbauung des Geistes zu lesen.“ Jedenfalls zeigt uns auch seine Betrachtung „Kant's Einfluß auf die deutsche Cultur“, dessen Vielseitigkeit und Stärke neuerdings besonders Hermann Cohen in seiner unter diesem Titel 1883 veröffentlichten Rede mit Recht so nachdrücklich betont hat.

bauen konnte, der Städteerbauer von Deutschland" wurde, wenn er für die Durchführung seines konstitutionellen Programms in Deutschland vor allem die Berufung von Reichsständen in Preußen für nöthig hielt.

Daß, ehe dies geschehen, daß unter der Herrschaft des deutschen Bundestags keine Verfassung in einem einzelnen deutschen Staat genügend gesichert war, darüber sollten bald nach dem Erscheinen der Politik ihr Verfasser und das deutsche Volk in der empfindlichsten Weise durch den Gewaltstreich aufgeklärt werden, mit dem Ernst August von Hannover seine Regierung eröffnete. Trotz der offenbaren Rechtlosigkeit seines Verfahrens hat der König die Beseitigung des Staatsgrundgesetzes von 1833 durchgesetzt; zugleich aber hat sein brutales Vorgehen gegen die sieben Göttinger Professoren, die sich dagegen verwahrten ihren Eid auf die Verfassung zu brechen, die moralische Autorität dieser hervorragenden Gelehrten, das Ansehen namentlich Dahlmann's beim deutschen Volk auf das Wirksamste gefördert. Wenige Jahre zuvor hatte er in einer warm empfundenen Schilderung der menschlichen Größe Niebuhrs geäußert, man werde überhaupt wohl in Zukunft bei Beurtheilung eines Gelehrten „wissen wollen, ob der Mann sich mit allem Guten und Schönen in der Schreibstube abgefunden hat, damit es ihm nun auch nicht weiter im Leben lästig falle, oder ob er die Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit wie eben so viele Wechsel betrachtet, die er an sich ausgestellt hat an das Vaterland, ob die Unterweisung, die er verheißt, nicht blos in Diesem fertig macht und Jenem, sondern auch am Ende dem ganzen Menschen zu Gute kommt. Manchmal besorge ich sogar, man wird wieder lernen müssen im veralteten Sinn ein ehrlicher Mann zu sein und es wird dann wie mit den gemalten Kirchenfenstern gehen, die man erst schätzt, seit man sie nicht mehr machen kann.“ Wie prophetisch klingen dem späteren Leser diese Worte; ihr Verfasser hielt jetzt als „ehrlicher Mann“ sich verpflichtet, dem König entgegenzutreten. Nicht politische Parteiansichten haben ihn und seine Genossen zu ihrem Handeln bestimmt; sie sahen in ihrer Erklärung die Erfüllung einer sittlichen Pflicht. „Nie, schrieb Dahlmann, ist ein Schritt, den ich gethan, stiller und mehr innerlich erwogen worden als dieser; es handelte sich um den sittlichen Werth meiner ganzen Zukunft.“ Daß aus solcher Gesinnung die That der Göttinger Sieben entsprang, darin wurzelt ihre Bedeutung, daraus erklärt sich ihre Wirkung. „Ihr Protest traf, sagt Sybel*), die Gemüther der Menschen, eben weil er die Frage von dem in Hannover sterilen politischen Boden klar und scharf in die sittliche und religiöse Sphäre emporhob.“ In weiten Kreisen Deutsch-

*) In seinem Vortrage zur Erinnerung an Jakob Grimm in den Berliner Sitzungsberichten 1885 S. 30.

lands, die für das hannöversche Staatsgrundgesetz kein Interesse hatten, die Dahlmann's Politik weder lasen noch verstehen konnten, fand der Führer der Göttinger Sieben begeisterte Zustimmung; ihm jubelte die studentische Jugend zu und lauschte mit gesteigerter Aufmerksamkeit auf seine Rede, als er 5 Jahre nach seiner Vertreibung aus Göttingen wieder auf einen akademischen Lehrstuhl und jetzt auf den einer preussischen Hochschule nach Bonn von König Friedrich Wilhelm IV. berufen wurde.

Noch breiteren und tieferen Einfluß als zuvor in Kiel und Göttingen hat Dahlmann hier als akademischer Lehrer gewonnen. Durch die Vorlesungen, die er im größten Hörsaal der Bonner Universität gehalten hat, sind Hunderte und aber Hunderte deutscher Jünglinge belehrt und begeistert; viele derselben haben für ihre gesammten sittlich-politischen Anschauungen durch Dahlmann's Lehre und Persönlichkeit die bestimmende Richtung empfangen. Aber auch noch weitere Kreise sind durch zwei dieser Vorlesungen angeregt und gebildet; 1844 wurde Dahlmann's Darstellung der englischen Revolution, 1845 die der französischen Revolution veröffentlicht. Die „Zwei Revolutionen“ sind unter allen seinen Schriften weitaus am meisten gelesen; den in Deutschland ganz ungewöhnlichen Erfolg verdanken sie der lebensvollen markigen Schilderung interessanter Persönlichkeiten und ergreifender Ereignisse; noch mehr dem großen politischen Interesse, das eben damals diese Themata und die Art ihrer Behandlung durch Dahlmann erregen mußten. Er wünschte, wie er selbst an Gerwinus schrieb, daß seine Bücher „ein besonnenes politisches Urtheil förderten und für die nothwendigen Kämpfe der Zeit den Entschluß kräftigten“. Von seinem Standpunkt aus faßte er daher auch hier wesentlich nur die Verfassungsfragen in das Auge; geradezu erklärte er: „die auswärtigen Handel sind für unsere Zwecke ein nebenhergehend Ding“; ebenso wenig sind die entscheidend wichtigen socialen Verhältnisse genügend von ihm gewürdigt. Die wissenschaftlichen und politischen Bedenken, die gegen seine „Zwei Revolutionen“ geltend zu machen sind, liegen heute offen zu Tage; aber unverkennbar haben sie nach seinem Wunsch auf die öffentliche Meinung der 40er Jahre in hohem Grade klärend und festigend gewirkt. Man darf diese rasch aus Vorlesungen erwachsenen Bücher nicht mit den für unsere wissenschaftliche und unsere politische Erkenntniß hochbedeutsamen Geschichtswerken vergleichen, die seitdem auf Grund originaler tiefgehender Quellenstudien über die gleichen Gegenstände veröffentlicht sind. Sicherlich sind wir heute nach Carlyle's Cromwell*) und Ranke's englischer Geschichte, nach Sybel's, Tocque-

*) Bei Beurtheilung von Dahlmann's Auffassung Cromwell's, in der er sich wie auch sonst vielfach an Guizot angeschlossen, darf man nicht vergessen, daß erst ein Jahr nach

villé's und Taine's Arbeiten über die französische Revolution im Stande die maßgebenden Männer und Verhältnisse Großbritanniens in der Mitte des 17. und Frankreichs am Ausgang des 18. Jahrhunderts im Einzelnen und in ihrer allgemeinen Bedeutung viel richtiger zu würdigen, als Dahlmann es gethan hat; aber in dem Jahrzehnt, in dem er seine Bücher veröffentlichte, waren sie von hohem Werth für die politische Erziehung und Erbauung des gebildeten deutschen Mittelstandes. Den damals weit verbreiteten französischen Anschauungen von der Freiheit ist hier bestimmt und mit großem Erfolg entgegengetreten; daß ihnen gegenüber die politisch interessirten Deutschen auf das Muster der stamm- und glaubensverwandten Nation verwiesen wurden, die Freiheit mit Ordnung auszuöhnen strebte, das bedeutete für unsere politische Bildung einen ähnlichen Fortschritt, wie er im vorigen Jahrhundert für unsere Dichtung ebenfalls durch Bekämpfung des französischen und Empfehlung des englischen Vorbilds erzielt war. Auch auf unser öffentliches politisches Leben darf man wohl die Schiller'schen Worte anwenden, daß wir erst „an der Hand der Briten lernen sollten, dem besseren Ruhme nachzuschreiten, ehe wir muthig den Lorbeer zeigen konnten, der auf dem deutschen Pinus selbst gegrünt“. An sein Volk dachte Dahlmann, für seine politische Erziehung arbeitete er, indem er ihm die lehrreichsten Wandlungen in der Geschichte fremder Nationen vor Augen stellte; welch warmer und stolzer Patriotismus ihn dabei erfüllte, wie richtig er namentlich auch Preußens Größe zu würdigen verstand, das konnte nicht beredter dargethan werden als durch die Schilderung der preußischen Entwicklung bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, die er in die französische Revolution verslocht. Aus dem Munde eines verehrten Collegen weiß ich, wie frisch noch heute in ihm der mächtige Eindruck lebt, den vor 40 Jahren Dahlmann's Worte über die preußischen Herrscher auf ihn gemacht haben, die „in rastloser Arbeit das vollführten, was Frankreichs Könige im Wohlbehagen

seiner englischen Revolution Carlyle's epochemachendes Werk erschienen ist. Ein direktes Zeugniß über die Wirkung dieses Buches auf Dahlmann ist mir nicht bekannt geworden; daß er später mehr als früher Cromwell's Größe anerkannte, zeigt sich namentlich in der Einleitung zu einer Vorlesung über englische Geschichte seit 1689, die er in den 50er Jahren mehrfach gehalten hat. In dem mir vorliegenden Heft bemerkt er, Cromwell sei „von der Ueberzeugung tief durchdrungen gewesen, daß den Engländern keine unumschränkte Herrschaft zu bieten sei“; „in dem wunderbaren Manne tauchten viele Ideen auf, die sonst nur im 18. oder im 19. Jahrhundert sich finden“; bei der Erwähnung der auswärtigen Politik Cromwell's hat Dahlmann an den Rand geschrieben: „England hatte selbst unter Königin Elisabeth nicht so hoch gestanden in öffentlicher Geltung“. Und in seinem letzten Colleg, in der unten zu erwähnenden Einleitung zu seiner Geschichte Friedrich's des Großen, sieht er einen Beweis für den großen Sinn des Großen Kurfürsten darin, daß diesen „das Königsblut, welches an Cromwell's Hand ließe, nicht hinderte an der Anerkennung der Geistesgröße des gewaltigen Mannes“.

an den Genüssen unumschränkter Macht versäumten und darum von der Umwälzung ereilt sind, weil ihre Selbstsucht die Aufgabe so hoher Macht verkannte: die Hinwegräumung des nicht mehr haltbaren mittelalterlichen Staates. Wozu den Franzosen eine warme Augustnacht genügte, das haben jene in Menschenaltern vollbracht."

Die Verbreitung der hier von Dahlmann vertretenen Gesinnung war um so wichtiger, weil bald darauf auch Deutschland von revolutionären Stürmen ergriffen wurde. Niemand ist auch 1848 dem „flachen vaterlandslosen revolutionären Sinn, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht“, bestimmter entgegengetreten, als Dahlmann; aber zugleich forderte er auch entschieden, daß diese große Krisis benutzt werde zur Verwirklichung seiner constitutionellen und nationalen Gedanken, in der er das Heil Deutschlands sah. „Dies ist fürwahr, schrieb er schon am 17. März an Gervinus, eine Zeit, die es mich freut noch zu erleben. Hätte ich Macht und dürfte mich an Preußens Stelle setzen, so hätte ich acht Tage nach Louis Philipps Verjagung die deutschen Angelegenheiten in die Hand genommen, provisorisch zwar, aber hätte sie als Kaiser behandelt, natürlich auf Grundlage aller der Verfassungsfreiheiten, die in Preußen noch fehlen.“ Wie er in diesem Sinn weiter gerathen und gehandelt hat, das lebt noch heute im Gedächtniß aller älteren Zeitgenossen, die mit ihm damals für das Vaterland gehofft und gesorgt, gewirkt und gelitten haben; wer von uns Jüngeren ihn und seine Genossen gerecht beurtheilen will, wird vor allem sich die Fülle der Schwierigkeiten vergegenwärtigen müssen, mit denen sie zu ringen hatten; nur dann wird er voll zu würdigen vermögen, wie Bedeutendes sie für die Klärung der Ansichten geleistet, wie sehr sie dadurch der Entstehung des deutschen Reiches vorgearbeitet haben.

Schon im Frühjahr 1848 hat bekanntlich Dahlmann in dem von ihm herrührenden Verfassungsentwurf der 17 Vertrauensmänner, die dem Bundestag zur Seite gestellt waren, einen Erbkaiser als Oberhaupt Deutschlands gefordert; in Anknüpfung daran sprach er schon damals dem preußischen König seine Ueberzeugung von der „Nothwendigkeit aus, daß die preußische Dynastie mit erblichem Recht an die Spitze Deutschlands trete“. Doch König Friedrich Wilhelm IV. erklärte ihm, er wolle die höchste Krone nicht annehmen, auch wenn sie von fürstlicher Seite ihm angeboten würde; er wünschte „das erbliche Römisch-Deutsche Kaiserthum“ für das alte Erzhaus Oesterreich, für Preußen nur das Reichs-Erzfeldherrnamt. Umsonst beschwor ihn Dahlmann seinen Sinn zu ändern: „Es ist ja, schrieb er am 12. Mai dem König, nicht die Schuld Ew. Majestät, daß Oesterreich vermöge seines außerdeutschen Schwerpunkts gegenwärtig völlig außer Stande

sich befindet, den deutschen Angelegenheiten mit Erfolg vorzustehen; es ist ja (möchte ich fast fortfahren) nicht die Schuld Ew. Majestät, daß der preussische Staat, die erste protestantische Macht der Christenheit, durch den längst entschiedenen allgewaltigen Lauf der Zeiten dergestalt an die Spitze Deutschlands gestellt ist, daß keine abirrende Wahl diese Wirklichkeit vereiteln kann. Es ist das in manchem Menschenalter durch eine höhere Fügung geschehen, welcher jeder sterbliche Wille sich unterordnen muß. Das Erkennen solcher höheren Waltung im rechten Augenblick ist, was ich am Ende Staatskunst nenne; die Unterwerfung unter jene zähle ich zur Religion und gerade diese Ueberzeugung, wenn ich mich schärfer frage, wird es sein, die mich überredet, daß Ew. Königliche Majestät eine Hoheit, wozu ein höherer Wille Sie zu berufen scheint, zwar nicht unruhig suchen, allein so bald der Ruf ertönt, mit von Ehrgeiz unberührtem Herzen und reinen Händen als eine heilige Pflicht übernehmen werden."

Daß Dahlmann und seine Freunde in ihrem Streben für Deutschlands Einigung unter Preußens Führung sich nicht irren ließen durch die Haltung, die auch nach diesem Brief der preussische König einnahm, durch alle sachlichen und persönlichen Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten, beweist am besten die Festigkeit und Klarheit ihrer historisch-politischen Einsicht in die Nothwendigkeit einer solchen Lösung der deutschen Frage; die Richtigkeit ihrer Anschauung ist durch die weitere Entwicklung unwiderleglich dargethan; für diese war es unfraglich förderlich, daß dem deutschen Volk in der Paulskirche so bestimmt das zu erreichende Ziel hingestellt war. Wer die Verhandlungen des deutschen Parlaments und seines Verfassungsausschusses mit den Aeußerungen vergleicht, die von deutschen Staats- und Volksmännern in dem vorausgegangenen Menschenalter über die politische Organisation Deutschlands erfolgt waren, wird den hochbedeutsamen Fortschritt nicht verkennen können, der in jenen, der durch sie gemacht ist. Es war nicht zum wenigsten Dahlmann's persönliches Verdienst, daß jetzt weite Kreise sich überzeugten von der Nothwendigkeit, das außerösterreichische Deutschland selbständig zu konstituiren und die Leitung desselben dem preussischen Königshaus anzuvertrauen; daß das Parlament wirklich Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser wählte, nennt auch Ranke „unschätzbar als Manifestation" *). Aber nachdrücklich

*) Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen S. 282. Neben den bekannten, hier, in Bunsen's und in Stockmar's Denkwürdigkeiten abgedruckten Aktenstücken siehe über Friedrich Wilhelm's IV. Haltung auch den Bericht des Oldenburger Mosle über eine Audienz, die er 1851 bei dem König hatte. In dem Buche: Aus dem literarischen Nachlaß von Johann Ludwig Mosle, in dem er S. 179 ff. veröffentlicht ist, treten uns sehr anschaulich die durch den König selbst veranlaßten Wandlungen in dem Urtheil über ihn entgegen.

betont er zugleich die mit dieser That verbundenen Schwierigkeiten, die Gründe, aus denen eine Ablehnung durch den König vorauszu sehen war, und auch wer seiner Auffassung Friedrich Wilhelm's IV. nicht be stimmt, wird heute nach einem Menschenalter klarer als damals einzu sehen vermögen, warum das richtig erkannte Ziel nicht damals, nicht auf diesem Weg erreicht wurde, erreicht werden konnte. Nicht durch eine Par lamentsabstimmung, nicht durch Professorenreden war die Machtfrage zu lösen, um die hier es sich handelte; wohl verstanden die hervorragenden Gelehrten, welche die Haltung der erbkaiserslichen Partei bestimmten, die Waltung einer höheren Macht im rechten Augenblick zu erkennen, sie be saßen nicht die Mittel und die Kräfte, die in schweren politischen Kämpfen allein den Erfolg sichern; auch Dahlmann täuschte sich nicht darüber, daß er um das Jacob Grimm'sche Wort zu gebrauchen, mehr zu einem Ma gisterium als zu einem Ministerium geeignet war. Prophetische Wahrheit lag in dem Satz des preußischen Königs: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfeld erobert werden“; sie sich auf dem Schlachtfeld zu gewinnen war Friedrich Wilhelm IV. nicht geneigt und nicht befähigt. Schon 1817 hatte Clausenitz bei aller Anerkennung des reichbegabten Kronprinzen bezweifelt, „ob für die Zeiten großer Stürme und Gefahren die Muskelkraft seines Armes sich kräftig genug ausbilden werde, um Steuer und Schwert mit gleicher Stärke zu führen“*); für seine Beurthei lung und Behandlung der deutschen Verfassungsfrage war es besonders verhängnißvoll, daß er, wie Gneisenau schon 1821 an Hardenberg schrieb, „lieber die Gewässer wieder gegen ihre Quellen leiten als ihren Lauf in die Ebene regeln“ wollte. Nicht unter dieser Leitung, nicht bei der da maligen Organisation des preußischen Heers konnte von Preußen erfolg reich der Krieg geführt werden, der „die Uhr der Entwicklung auf ihre richtige Stunde stellte“; „daß kein anderes Mittel als dieses auch in un serem Jahrhundert die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen re guliren“ konnte, daß „Preußen für seine Existenz wider Oesterreich fechten“ mußte, zu dieser Erkenntniß, die Bismarck 1856 äußerte**), wurde er selbst erst durch die österreichische Politik gebracht, deren Bekämpfung er früher der Dahlmannschen Partei vorgeworfen hatte. Während einer neuen Leidenszeit des deutschen Volks mußten so erst die Ansichten geklärt, die Mittel bereitet, die Kräfte erzogen werden, ehe „stärkere und glücklichere

*) In seinem Brief an Gneisenau vom 26. August 1817 bei Bergh-Desbrück, Leben von Gneisenau 5, 236. Siehe ebenda S. 457 die im Folgenden citirten Worte Gneisenau's, die nach Treitschke (Preussische Jahrbücher 52, 261) am 6. Februar 1821 geschrieben sind.

**) In seinem Schreiben an Manteuffel vom 26. April 1856 bei Poschinger, Preußen im Bundestag 2, 365.

Hände den deutschen Nationalstaat aufrichteten“*), den Dahlmann und seine Freunde im Frankfurter Parlament als Ziel bezeichnet hatten.

Schwer hat Dahlmann das damalige Scheitern der nationalen Hoffnungen, den Druck der folgenden Jahre empfunden; er hatte viel Anlaß zu klagen über das deutsche Volk und über die deutschen Regierungen, über die „kalte, phantasielos elegante Jugend“ und „das frömmelnde Alter, das frisch und hitzig in Geldspeculationen“. Auch harte persönliche Schläge trafen ihn; wie manchen befreundeten Altersgenossen, mußte er auch den jungen ihm eng verbundenen schwäbischen Historiker, seinen treuen Otto Abel vor sich scheiden sehen, der mit warmer Begeisterung für „das neue deutsche Reich und seinen Kaiser“ eingetreten war, dann in tiefem Schmerz über den Niedergang der nationalen Bewegung mit scharfem Griffel in seiner Skizze des Ostgothen Theodat das Unheil gezeichnet hatte, das ein König wie Friedrich Wilhelm IV. über Staat und Nation bringe**). Er hatte von allen jüngeren Fachgenossen Dahlmann am nächsten gestanden; gern hatte dieser in ihm seinen Erben in Bonn gesehen; aber ein Blick in die gerade in diesen Jahren schnell nach einander erscheinenden bedeutenden Werke unserer neueren historischen Literatur, deren Verfasser nicht aus Dahlmanns Schule stammten, mußte ihm zeigen, wie sehr auch sie sich mit seinen Gedanken berührten, wie diese durch sie weiter verbreitet und tiefer begründet wurden. Mannigfache Aufschlüsse, die sie brachten, verwerthete er in seinen Vorträgen über neue deutsche Geschichte***), die er jetzt bis zur „verhängnißvollsten Entscheidung“,

*) So wörtlich Georg Beseler in der Widmung seines Buches: „Erlebtes und Erstrebtes“ an Max Dunder.

**) Nirgends wohl hat die Bitterkeit, mit der damals in nationalen Kreisen über Friedrich Wilhelm IV. geurtheilt wurde, einen stärkeren und glänzenderen Ausdruck gefunden als in der nur 20 Seiten füllenden Schrift, die 1855 in Stuttgart aus dem Nachlaß von O. Abel über Theodat, König der Ostgothen, veröffentlicht wurde. Bald darauf äußerte, wie Frau von Bunsen in einem Brief vom 26. April 1856 schreibt, ihr gegenüber E. M. Arndt, der damals besonders viel auch mit Dahlmann verkehrte, er hätte Niebuhr's enthusiastische Erwartungen vom Kronprinzen nie theilen können; er habe viele Jünglinge gekannt, die am Befreiungskrieg Theil genommen und „alle bekamen ein Zeichen davon fürs Leben, einen höheren Ernst aufs Gesicht gestempelt: nur der Kronprinz hatte das nicht; er war unfähig ins Große zu schauen; nur Kleine schnitzeln“. Diese Stelle findet sich nur in der englischen Ausgabe von Harle's Life and letters of Frances Baroness Bunsen (London 1879) 2, 201; in der deutschen Bearbeitung sind die auf den Kronprinzen bezüglichen Worte ausgelassen.

***) Für dieselbe excerpirte er u. A. Baiz' Werk über Wallenweber, „jetzt die Hauptquelle“ über den eingehend von Dahlmann gewürdigten „Deutschen von wunderbar kühnem und kräftigem Geiste“, den aber „der Vorwurf trifft, den ganzen Norden aufgewühlt zu haben um Verhältnisse festzuhalten, gegen deren Fortdauer sich die Weltgeschichte schon entschieden hatte“, der „in diesem Betrachtf ungefähre in gleicher Linie mit Franz von Sickingen steht“. Besonders viele Auszüge finden sich aus den neuen Publikationen über die deutsche Geschichte im Anfange unseres Jahrhunderts; neben Häuffer hat Dahlmann namentlich das Leben Stein's, Droysen's

bis zu Friedrich Wilhelm's IV. Ablehnung der Kaiserkrone herabführte. Sie bewiesen, daß er auch jetzt der Ansicht treu geblieben war, die er schon 1838 im Vorwort der für seine Vorlesungen ausgearbeiteten Quellenkunde zur deutschen Geschichte ausgesprochen hatte: „Die deutsche Geschichte muß durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden, um als Ganzes im Vortrage etwas zu bedeuten; jetzt am allerwenigsten darf sie in ein bloßes Antiquitätenstudium ausarten, sie muß in die Gegenwart ausmünden, wo möglich mit vollerem Strom als unser Rhein; ihr Neuestes muß von demselben Sinn, der das Älteste beseelte, durchdrungen sein. Denn am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart an und die Schrift dem Leben.“

Die schweren Enttäuschungen, die ihm das politische Leben der Gegenwart gebracht hatte, machten ihn nicht irre an der Richtigkeit seiner Grundgedanken; scharfer als je zuvor erkannte er, daß es zu ihrer Durchführung zunächst darauf ankomme, für Deutschland größere staatliche Macht zu gewinnen. Als sein Freund Gervinus in tiefer Verstimmung republikanischen Phantasien sich zuwandte, schrieb er ihm: „Mir bleibt immer der Eindruck, daß den Deutschen vornehmlich Macht nöthig sei, weit mehr als Freiheit, und wie die nöthige Macht im Welttheil uns auf anderem als monarchischem Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden.“ Erfüllt von der Einsicht, daß „man in der großen geschicht-

Biographie York's und seine „Freiheitskriege“, Wolzogen's Memoiren, Bernharbi's Denkwürdigkeiten Toll's und seine Abhandlung in 2 Bd. der Hist Zeitschr. über die neuere Literatur der Befreiungskriege berücksichtigt, welche er für „ganz geeignet“ hielt, „einer kurzgefaßten Darstellung dieser Kriege zu Grunde gelegt zu werden, weil die entscheidenden Momente in voller Klarheit vorliegen“. „Am wenigsten gut, erklärte er dabei, fährt Knezebeck's künstlich theoretisirende Vielwisserei“. Diejenigen Leser, die sich der Untersuchungen von Dunder und Lehmann über die Unglaubwürdigkeit der Knezebeck'schen Memoiren erinnern, wird es besonders interessieren, daß schon Dahlmann, als er aus dem mehrfach von ihm benutzten Buche Müßling's „Aus meinem Leben“ erjah, daß Knezebeck sich rühmte, „dem Kaiser Alexander das rechte System der Kriegsführung gegen Frankreich . . . unter den Fuß gegeben zu haben“, dazu bemerkte: „Wie mir scheint, hat da die Eitelkeit dem alten Knezebeck einen Streich gespielt. Es gehört kein großer Strategie dazu, um die Vortheile aufzustellen, welche ein Vertheidigungskrieg für Rußland darbot. . . Mehr thut aber auch Knezebeck nicht in seiner kurzen Ausföhrung am Schluß des Berichts, der in der That erst in Berlin zu dem Zwecke abgefaßt wurde dem französischen Gesandten St. Marsan mitgetheilt zu werden, der dann auch diesen letzten Theil desselben gern an Napoleon mittheilte, um, wenn es möglich wäre, seinen Herrn vom Kriege gegen Rußland abzuhalten. Wie mir scheint, ging Knezebeck's Auftrag dahin, den Kaiser Alexander mit dem Gedanken zu versöhnen, daß der König von Preußen zunächst mit 20 000 Mann werde nothgedrungen gegen seinen besten Freund kämpfen müssen. . . Wenn er glauben machen will, seine Sendung habe im tiefsten Geheimniß, welches selbst der Staatskanzler nicht ganz gekannt, in der Mittheilung dieses seines Kriegsplans ihren Grund gehabt, so macht er, fürchte ich, Wind. Auch steht in seiner Depesche kein Wort davon, daß wie er an Alexander gesagt haben will, Napoleon ohne Zweifel die Linie nach Moskau (nicht nach Petersburg) als Operationsbasis ansehen werde.“

lichen Rechnung die kleineren Brüche fallen lassen muß", beurtheilte er richtiger und hoffnungsvoller als Gerbinus auch die nationale Erhebung der Italiener. „Von ihnen kann, äußerte er im Oktober 1859, großer Trost für Deutschland ausgehen — wenn sie beharren und wir vernünftiger werden als wir sind.“ Nach seiner Ansicht sollte „Preußen durch die möglichste Verstärkung von Sardinien die Stütze gegen Frankreich zu gewinnen suchen, welche Oesterreich schwerlich mehr gewähren kann. Die Chancen stehen fortwährend, meine ich, vortheilhaft genug für Preußen, aber freilich nur für ein Preußen, das sich entschließen kann, den Cultus der Mittelmäßigkeit aufzugeben.“ Er war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es Noth thue, gerade jetzt keinen der Fäden fallen zu lassen, welche Deutschlands Bevölkerung an Preußen knüpfen; deßhalb entschloß er sich im Winter 1860 eine Vorlesung über die Geschichte Friedrich des Großen zu halten. Gleich zu Anfang derselben betonte er, dieser Stoff sei „fruchtbar und zeitgemäß. Wir bedürfen fürwahr einer Erinnerung an die Thatkraft des großen Friedrich, einer entschiedenen Ablenkung von der Ohnmacht der Phrase“. Er hatte in der Einleitung die Arbeit der Vorgänger Friedrichs geschildert, zuletzt zu entwickeln gesucht, wie bei dessen Vater „aus demselben Guß der eigensinnige Haus-tyrann und der ehrenfeste Staatshaushalter, der pedantische Exercitiemeister und der Schöpfer eines Heeres hervorging, welches unter seinem Sohn das Wunder der Welt ward“ — da wurde seinem Leben ein Ziel gesetzt. 75 Jahre alt ist er am 5. Dezember 1860 gestorben.

Unter den Aeußerungen fürstlicher Personen über seinen deutschen Verfassungsentwurf vom Frühjahr 1848 interessirt uns heute besonders die des damaligen Prinzen von Preußen. „Unbedingtes Lob, schrieb dieser im Mai 1848, gebührt Dahlmann für die Großartigkeit der Auffassung der neuen deutschen Verhältnisse, die nur aus echt deutschem Herzen entsprungen sein kann und die die Anerkennung des Gesamtvaterlands verdient“; sachlich eingehende Bedenken äußerte er besonders hinsichtlich der Bildung des Oberhauses und der Organisation des Heers. „Es könnte, erklärte damals unser Kaiser, dem deutschen Vaterland theuer einst zu stehen kommen, wenn es bei Kriegereignissen erst einsähe, daß es sich ein indisziplinirtes Heer organisirt hätte.“ Sobald er die Regierung übernommen, hat er die Arbeit für die Reorganisation der preußischen Armee begonnen — Dahlmann hatte noch die ersten Jahre der „neuen Aera“ erlebt; nie hat er hoffen können, daß von dem neuen Herrscher das von ihm neu organisirte Heer zu Siegen geführt würde, wie sie bald darauf erfochten sind. Noch waren nicht 6 Jahre nach Dahlmanns Tod verflossen, da waren die Dänen und Welfen, deren rechtlose Gewaltthaten er weder

zu strafen noch zu hindern vermocht hatte, durch Preußen niedergeworfen; genau 10 Jahre nach dem Tag, an dem Dahlmann von uns geschieden war, am 5. Dezember 1870 zogen die deutschen Truppen zum zweiten Mal in Orléans ein. Ein bedeutamer Erfolg war dadurch in dem großen nationalen Kriege errungen, als dessen Frucht erwachsen sollte, wofür Dahlmann gedacht und gehandelt hatte: das deutsche Reich unter dem Kaisertum des preussischen Königs. In der Vorhalle des deutschen Reichstags hat mit Recht neben Arndt's und Fichte's Bildern auch das Bild Dahlmann's eine Stätte gefunden — möge die Erinnerung an ihn die ethisch-nationale Gesinnung stärken, die er in Lehre und Leben vertreten hat!

Zentralbibliothek Zürich



ZM03412778

